

mich nicht gewundert, dass ich in der Mitte der fünften Klasse auch dort hinausgeflogen bin.

Der Anlass dafür war noch lustiger als die Fußballgeschichte in Seitenstetten.

Ich hatte damals einen Freund, der später eine führende Rolle in der österreichischen Wirtschaft spielen sollte. Uns beiden ist schwer auf die Nerven gegangen, dass man noch in der fünften Klasse das Konvikt am Abend nicht verlassen durfte. Wir sind also zum Rektor, dem obersten Präfekten, gegangen und haben gesagt, wir wollten in Krems eine Organisation für die katholische studierende Jugend gründen. „Ah!“, hat er hocheifrig gesagt, „toll!“ Wir haben Schlüssel bekommen und durften zwei Mal in der Woche bis 22 Uhr fortbleiben. Natürlich sind wir ausgegangen und haben uns einen Schmarren um die katholische studierende Jugend gekümmert.

Einige Monate später fand in Krems ein großes Pfarrfest statt, bei dem natürlich die Geistlichkeit der Stadt vollzählig versammelt war. Dort hat unser Rektor den Pfarrer gefragt: „Na, mein Bruder in Christo, wie bist du mit meinen Kindlein zufrieden?“ Der sagte überrascht: „Was für Kindlein?“ – „Na, meine zwei Kindlein, die die katholische studierende Jugend aufgebaut haben.“

Damit war alles klar.

Schon am nächsten Morgen sind wir beide mit unserem Gepäck vor dem Konvikt gestanden und wurden von unseren Vätern unter wüsten Beschimpfungen abgeholt. Dann hat es mein Vater aufgegeben und ich habe von da an in Krems privat gewohnt. Ich musste zum Glück lediglich das Konvikt verlassen und nicht schon wieder auch die Schule wechseln.

# ZWISCHENSPIEL IN DER BURSCHENSCHAFT

In der Schulstadt Krems hat es drei schlagende Verbindungen und drei MKV-Verbindungen gegeben. Sonst nichts. Der Mittelschüler-Kartellverband, der MKV, war strikt katholisch und kam für mich mit meinen bitteren Konvikts-Erfahrungen nicht infrage.

Ein anderer Schüler, der dort schon dabei war, hat mich dann einmal in eine schlagende Burschenschaft mitgenommen, zur „Jungmannschaft Kremser Mittelschüler Rugia Krems“. Das war interessant, es war etwas anderes, es war eine Gemeinschaft, es war ein Abenteuer.

Die Ideologie des Deutschnationalismus, die auch dieser Verbindung zugrunde gelegen ist, hatten wir Jungen nicht wirklich verstanden. Natürlich hat es in dieser „Jungmannschaft“ einige Rechtsextreme gegeben, aber bei Weitem nicht alle fielen in diese Kategorie. Erst als wir etwas älter und in einem anderen sozialen Umfeld waren, hat sich uns der ideologisch-politische Hintergrund dieser Verbindung erschlossen. Ich und eine Reihe anderer Kollegen haben die Verbindung dann verlassen.

Die Zeit in der „Rugia Krems“ war eine Erfahrung, auf die ich nicht stolz bin, die ich aber nicht leugnen und auch nicht missen möchte.

Die Geschichte ist dann viel später wieder aufgeköcht worden. Als ich Anfang der 1990er-Jahre als neuer Wiener SPÖ-Obmann im Gespräch war, wurde meine Anwesenheit in dieser Kremser Verbindung ausgegraben und Alfred Worm, dem Aufdecker beim „profil“, zugespielt. Worm hat dann aber einen sehr fairen Beitrag geschrieben. Das war auch der Beginn einer persönlichen Bekanntschaft mit ihm, die von hohem Respekt getragen war. Dieses gute Verhältnis hat selbst dann noch gehalten, als er für die ÖVP im Wiener Gemeinderat gesessen ist, was mit Sicherheit nicht seine glücklichste Zeit war.

Aber zurück nach Krems. Meine Freizeit habe ich vor allem mit Fußballspielen verbracht, schließlich auch in einem Verein, dem ESV Vorwärts Krems, mit drei Mal in der Woche Training. ESV stand für Eisenbahner-Sportverein. Das war natürlich ein roter Klub, wie der Name vermuten ließ. Aber ich habe das nicht realisiert, obwohl mein Großvater mütterlicherseits ÖBB-Pensionist war.

Natürlich war ich in Krems in erster Linie, um die Mittelschule zu absolvieren, auch wenn Fußball sowohl im Verein als auch in der Schule ein mir wichtigerer Bestandteil meines noch sehr jugendlichen Lebens war.

Mein Interesse für Naturwissenschaften wurde von bestimmten Lehrern geweckt. Ich hatte zum Beispiel einen Mathematiklehrer, den Herrn Professor Ptak, den ich überaus geschätzt habe. Und das nicht nur wegen seines Mathematikunterrichts. Er war jüdischer Abstammung und überdies angeblich Kommunist, deshalb war er im KZ Mauthausen inhaftiert gewesen. Dort wurde er so brutal misshandelt, dass er fast erblindete.

Professor Ptak war ein großartiger Mathematiklehrer. Er hat versucht, den Schülern Mathematik als Sprache der Natur zu vermitteln. Ich hatte ganz gute Noten in Mathematik, später hat sich das ein bisschen geändert.

Noch mehr Einfluss auf meine spätere Studienwahl hatte ein Freund meines Vaters, der ein Sommerhaus in Sankt Christophen hatte, der bekannte Biologe und Universitätsprofessor Fritz Schremmer. Er forschte und lehrte zuerst an der Universität Wien und war später Ordinarius in Heidelberg. Wenn er in Sankt Christophen war, sind die beiden Herren oft miteinander spazieren gegangen und haben sich dabei über alles Mögliche unterhalten, gelegentlich hat mich mein Vater mitgenommen.

Professor Schremmer hatte sich auf Insekten spezialisiert und beim Spaziergang hat sich dieser kleine Herr manchmal auf den Boden geworfen, hat eine Lupe hervorgezogen und die Erde studiert. Einmal habe ich ihn gefragt, ob ich da auch einmal durchschauen darf. Und dann hat er begonnen, mir das zu erklären, was man in der Wissenschaft später als Synökologie bezeichnet hat. Diese befasst sich mit dem Zusammenleben, der „Soziologie“ von Pflanzen, Tieren und nicht belebter Natur. Professor Schremmer hat versucht, mir das kindgerecht zu verdeutlichen.

Synökologie – das ist ein sehr großer Zusammenhang. Später, im Studium und im Museum, haben wir uns sehr viel damit beschäftigt.

Diese Welt, die der Herr Professor mir 14- oder 15-Jährigem da erschlossen hat, hat mich ungemein fasziniert. Ich habe damals zu Weihnachten einen Chemiebaukasten geschenkt bekommen. So ist der Keim gelegt worden.

In der Folge hat sich meine Motivation, die Matura zu machen, ausschließlich darauf fokussiert: Ich will Biologie oder Chemie studieren, auf jeden Fall ein naturwissenschaftliches Fach. Letztendlich konnte ich das ja auch umsetzen.

Allerdings hatte das Studium noch ein Jahr zu warten, weil ich vorher zum Bundesheer musste. Bruno Kreisky hat den Zivildienst ja erst fünf Jahre später eingeführt. Der Präsenzdienst dauerte zu meiner Zeit noch neun Monate und er war alternativlos. Aber wer zwei katholische Konvikte hinter sich gebracht hat, der hat vor dem Militärdienst keine Angst.

# ENDLICH WIEN: LEHRSTUNDE IM KAISERMÜHLENER BEISL

Als ich dann 1969 endlich nach Wien gekommen bin, war das für mich in jeder Hinsicht ein „Clash of Civilizations“. Schon die „Auswanderung“ des Dorfschullehrer-Buam in eine Stadt wie Krems war ein erheblicher Schritt gewesen. Krems hatte damals ungefähr 22.000 Einwohner, es war eine sehr schöne, eine schülerdominierte, aber sehr konservative Kleinstadt. Die darauf folgende Zeit beim Bundesheer am gegenüberliegenden Ufer der Donau, in Mautern, war natürlich ebenfalls extrem fremdbestimmt.

Und dann in diese große Stadt Wien zu kommen und erstmals „Freiheit“ zu genießen – das war schon von der Lebenskultur her enorm aufregend und hat selbstverständlich auch mich verändert.

Die Schwester meiner Großmutter väterlicherseits war Wirtin in Kaisermühlen gewesen. Sie war schon in Pension, ihr Mann war gestorben und sie hat in einer relativ großen Wohnung in Kaisermühlen, im 22. Wiener Gemeindebezirk, gewohnt. Dort habe ich ein Zimmer zugewiesen bekommen, was natürlich ein von Beginn an zum Scheitern verurteiltes Projekt war. Aber mein Vater hat sich noch ein letztes Mal eingebildet, ich hätte eine solche Kontrollinstanz nötig.

Für mich war diese erste Zeit in Wien dennoch unglaublich interessant, weil schräg gegenüber in der Schüttaustraße der damals berühmte Boxer Hansi Orsolics ein Café hatte. Dort habe ich eine Seite des Lebens kennengelernt, die ich nie zuvor gesehen hatte. Das war eine neue Wirklichkeit, eine Art Schule.

Ich habe mich meist ganz hinten ins Lokal gesetzt und ein Bier getrunken, natürlich wie alle anderen aus der Flasche, und habe nur zugehört und mit großen Augen gesehen, was sich da in diesem Kaisermühlener Beisl so abspielte. Der junge Bua da hinten war für die Leute dort natürlich völlig uninteressant. Aber für mich war es eine Schulung, die ich später sehr gut gebrauchen konnte.

Die großen Gemeindebauten in Kaisermühlen, wie etwa der Goethehof, waren für mich eine kaum nachvollziehbare Welt. Zugang zum Gemeindebau habe ich später über die Architektur und über die Kultur des Zusammenlebens anhand des Sandleitenhofs oder des Karl-Marx-Hofs gefunden. Ich habe begriffen, dass das eine Welt ist, die ich nie kennengelernt habe, die aber einen sehr hohen kulturellen Stellenwert hat. Damit meine ich nicht nur die Kunst an den Fassaden. Wer weiß schon, dass lediglich 12 Prozent der Fläche des Karl-Marx-Hofs tatsächlich verbaut sind? Der Rest sind Grünflächen oder Gemeinschaftseinrichtungen. Das ist alles Ausdruck einer Lebenskultur und eines Lebensverständnisses, die mir zwar unbekannt waren, die mich aber sehr fasziniert haben.

Die große Stadt hat mich natürlich beeindruckt, ebenso das universitäre Leben. Ein solches Maß an Freiheit! Ich habe über ein Jahr gebraucht, bis ich das realisiert hatte.

Ich hatte Biologie an der Universität Wien inskribiert und das Fach war ein Diaspora-Studium: Die Botanik war am Rennweg angesiedelt, die Pflanzenphysiologie und die Zoologie im Hauptgebäude der Universität am Ring, die Limnologie in der Berggasse, die Physik und die Chemie in der Boltzmanngasse, Mathematik fand in der Strudelhofgasse statt, Organische Chemie in der Währinger Straße. Das diente nicht zuletzt auch der körperlichen Fitness.

Im fortgeschrittenen Teil des Studiums mussten wir auch noch das Spezialpraktikum Histologie absolvieren. Das hat es damals auf der Biologie noch nicht gegeben, also mussten wir einen einsemestrigen Sonderkurs an der medizinischen Fakultät absolvieren.

Bei der Großtante in Kaisermühlen bin ich drei Monate geblieben. Dann war's das dort, ich bin ins Studentenheim gezogen. Freiwillig in ein Heim! Ich, das Konvikts-Opfer!

Aber diese Heim-Zeit war ganz anders als jene in meiner Schulzeit. Wir waren nun alle älter, nach dem Bundesheer bist du ein junger Mann und kein Schüler mehr. In diesen Jahren im Studentenheim gab es dann die ersten Erfahrungen, die bei mir zu einem politischen Erwachen geführt haben.

Ich hatte ja keines der Fächer studiert, in denen Politisches ganz logisch am Studienplan steht – Politologie, Soziologie, Pädagogik, Publizistik. Aber in der Post-68er-Zeit war die gesamte Universität von Politik durchflutet – auch die Naturwissenschaften und die Medizin.